

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Bei Sturm und Nacht.

Novelle

von

August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Ich rief den Schirmeister an und gab ihm Auftrag, rasch einen Arzt aus der nächsten Stadt zu senden, da eine Person in meinem Hause schwer krank liege. „Einen Arzt?“ sagte der Postmann, den ich gut kannte. „Ich glaube, es sitzt ein Doctor im Wagen.“ Er stieg ab und fragte. Ein großer, stattlicher Herr antwortete, daß er Arzt sei. Ich mußte ihm kurz den Zustand der Kranken schildern. Er stieg aus und ging mit mir in das Haus. Nachdem er untersucht hatte, meinte er, die Frau sei noch nicht todt. Als der Schirmeister am Fenster rief, daß er nicht länger warten könne, erklärte der Arzt, daß er es für Pflicht halte, zu bleiben, da nach einer Stunde schon jede Hilfe zu spät kommen könne. Die Post fuhr also weiter, und wir hatten einen Doctor. Als der Mann seinen Reisepelz abgelegt hatte, stand er ganz schwarz gekleidet da. In seinem weißen Gesichte hatte er einen schönen schwarzen Backenbart und das Haar war eben so schwarz als dieser Bart. An seinen Fingern sah ich schöne Ringe und seine goldene Uhrkette mußte sehr schwer sein. Ach, dachte ich beruhigt, der wird seine Sache schon machen. Und nun saß er an dem Bette, die Hand der Kranken haltend; dabei erzählte meine Frau, die gut erzählen

konnte, wie die fremde Dame in unser Haus gekommen. Er schien sich darüber gar nicht zu wundern, ruhig und kalt beschäftigte er sich mit der Patientin, die von Zeit zu Zeit leise wimmerte, sonst aber kein Lebenszeichen von sich gab. „Wir müssen die Krisis abwarten,“ sagte er endlich. „Sorgen Sie dafür, daß Niemand dieses Zimmer betritt, denn ich kann für Nichts einstehen, sobald die Ruhe gestört wird. Die Anzeige von dem seltsamen Vorfalle werde ich selbst machen, sobald die Kranke außer Gefahr ist. Ich bin der Medizinalrath Wallis aus der Residenz.“ Ich hatte großen Respect vor dem Herrn und versprach, Alles pünktlich zu erfüllen. Die Hausarbeit nahm unsere Thätigkeit in Anspruch. Der Doctor war oft lange mit der Kranken allein. Glücklicherweise war auch die Passage nicht stark, es blieb ruhig vor dem Hause. Der Regen fiel den ganzen Tag in Strömen herab. Meine Frau flüsterte mir einmal zu, der Medizinalrath habe ihr gesagt, die Fremde scheine eine sehr vornehme Dame zu sein, wir könnten auf einen guten Lohn hoffen. Das war mir schon recht; ich konnte eine gute Unterstützung brauchen. Gegen Mittag mußte ich das Zimmer betreten. Der Doctor saß auf dem Stuhle vor dem Bette; die Kranke sah ihn mit großen Augen an. „Zu Hilfe, mein Mörder!“ schrie sie, und zugleich streckte sie die Arme aus. Sie war zu schwach, um sich aufzurichten. „Die Arme phantastirt,“ sagte ruhig der Medizinalrath; „die Furcht vor dem Manne, von dem Sie mir erzählt haben, hat sie noch nicht verlassen.“ „Hinweg, Berruchter,“ rief die Kranke wieder, „willst Du

mich ewig verfolgen?" Sie brach wimmernd zusammen. Nach einer Minute rief sie noch einmal: „Er will sich von meinem Tode überzeugen, darum ist er gekommen!“ Das waren doch offenbar Phantasien, denn ich hatte ja den Medizinalrath erst gerufen, der andernfalls ruhig vorübergefahren wäre. Nun kam auch meine Frau, die das Schreien gehört hatte; sie sprach der Kranken zu und legte die Kissen zurecht. „Der Herr Medizinalrath wird Sie schon heilen, und wir pflegen Sie!“ Mit großer Anstrengung richtete sich die Kranke wieder auf, indem sie mit der bebenden Hand auf den Doctor deutete rief sie: „Der wäre Medizinalrath? Er ist mein Mörder, ich bin vergiftet, sollte während der Reise im Wagen sterben, meine Tochter wollte mich in dieses Haus bringen . . . sie ist fortgeschleppt, mein armes Kind! Dort sitzt mein Mörder! Hüten Sie sich vor dem gefährlichen Menschen. Wo ist meine Tochter, meine Marie? Dem Wagen nach, ehe man sie entführt und vernichtet!“ Nun sprach sie einen gräßlichen Fluch aus über den schwarzen Herrn, der so ruhig blieb, als ob ihn die ganze Geschichte nicht interessire. „Man kennt das,“ meinte er, „solche Leute haben wunderliche Ideen.“ Um drei Uhr Nachmittags war es schon wieder dunkel. Der Zustand der Kranken hatte sich verschlimmert, sie schien die Leute an ihrem Bette nicht zu erkennen. Leise rief sie den Namen „Marie.“ Ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Es kam auch Niemand vorüber, den ich anrufen konnte, bei dem entsetzlichen Wetter blieb die Landstraße leer. Als ich den Doctor bat, er möge doch Mittel anwenden, bemerkte er, die Krisis müsse erst vorüber sein, an eine Vergiftung glaube er nicht; falsche Mittel könnten den Tod herbeiführen. Meine Frau kam mit Licht. Da schrie die Kranke laut auf, als ob sie einen Stich in das Herz erhalten hätte; sie wimmerte und krümmte sich wie ein Wurm. Der Doctor legte ihr nasse Tücher um den Kopf . . . als meine Schwarzwälder fünf schlug, war die fremde Dame todt. „Es ist vorbei!“ sagte der Medizinalrath. „Nun kann ich nicht mehr helfen.“ Wir legten ein weißes Tuch über die Leiche und weinten. Der Doctor weinte nicht, er überlegte, wie er seine Reise fortsetzen sollte. Mehr als ein Mal hob er die weiße Decke ab und sah nach der Leiche, dann betastete er die Hände und die Wangen, murmelte einige unverständliche Worte und trat zurück. Um sechs Uhr zog er den Pelz an und nahm Abschied. „Wohin?“ fragte ich erstaunt. „Wollen Sie in der Nacht zu Fuß reisen? Warten Sie bis die Post kommt.“ „Ich werde Meldung von

dem Vorfalle machen, wie es meine Pflicht ist.“ Und damit verschwand der Medicinalrath, den ich in meinem Leben nicht wieder gesehen habe. Die Abreise kam mir verdächtig vor; ich sah meine Frau verwundert an. Wir blieben mit der Leiche allein. Ich nahm mir vor, den ersten besten Boten nach dem Landrathsamte zu schicken. Sonst kam der Kreisgendarmer alle zwei Tage vorbei; bei dem Regenwetter blieb er aus. Auch kein Wagen fuhr vorüber, dem ich hätte Auftrag geben können. Das Wetter ward gerade wieder wie Abends zuvor. Der Sturm raste, als ob er mein Haus wegsegeln oder die Todte erwecken wollte.“

Ein heftiger Windstoß machte das Fenster erbeben. „Andreas,“ flüsterte der Rentier, „war die Frau nur scheinodt oder . . .“

Draußen krachte es, als ob das Haus einstürzte. Der Sturm hatte eine der alten Kastanien entwurzelt, sie fiel prasselnd an der Mauer nieder. Der Schrecken machte dem kleinen Manne das Wort im Munde erstarren.

„Oho!“ rief Andreas. „So war es auch vor zwanzig Jahren. Mein großer Birnbaum knickte um wie ein Rohr und verwüstete das Dach. Die Ziegel lagen in Haufen auf der Landstraße.“

Der Rentier zitterte am ganzen Körper.

„Andreas,“ wiederholte er, „war denn die Frau wirklich todt? Und was machtest Du mit der Leiche?“

„Gerade als der Birnbaum stürzte, richtete sich die Frau auf; die weiße Decke hing ihr über dem Kopfe. Denke Dir, Martin, diesen Anblick! Ich saß im Stuhle, wollte aufstehen, konnte aber nicht. Meine Frau betete laut ein Vaterunser; ich griff nach meinem Degen, der neben dem Stuhle stand. Die Hand war lahm, sie konnte die Klinge nicht heben. Und wir waren allein mitten in Feld und Wald . . . die Frau sah schrecklich aus!“

„Halt! Halt!“ lallte Martin.

„Was ist Dir denn, Freund?“

„Mit dem weißen Tuche saß sie im Bette?“

„Hoch aufgerichtet.“

„Und sie bewegte sich?“

„Sie stand auf.“

Herr Starke stieß einen Schrei aus. Seine Hände hielten krampfhaft den Pelz fest.

„Ich glaubte,“ stammelte er, „sie wäre gestorben. Die arme Frau!“

„Nein!“ sagte Andreas.

Dann hielt er die Pfeife an die Flamme der Kerze und rauchte.

Der Offizier beobachtete den Rentier. Ihn schauderte vor dem Blicke desselben, so düster und nachdenklich war er. Dieser Blick schloß ein ganzes Leben in sich. War nicht Starke ein armer Mann und Armeelieferant gewesen? Hatte er nicht ein kolossales Vermögen gewonnen? Ludwig gedachte der Andeutungen des Advocaten, die er im Kaffeehause gehört hatte . . . wie gewann das Gesicht des Millionärs an furchtbarer Bedeutung! Es war eine wunderbare Vereinigung von Contrasten . . . Schwäche und List, Stärke und Bosheit. Und von diesem Manne hing die reizende Claudia ab.

Martin rückte seine Sammetmütze tief in die Stirn, dann legte er die gefalteten Hände auf den Tisch. Mit einem stehenden Blicke, der ein Aufklackern von Bosheit verrieth, fragte er:

„Warum, Andreas, erzählst Du mir die Geschichte?“

„Du wirst es bald begreifen.“

„Ist sie noch lang?“

„Nein, ich gehe auf den Schluß los. Die Frau also warf das weiße Tuch ab und nun saß sie aufrecht im Bette. Wir eilten zu ihr. In ihren Augen lag ein wunderbarer Glanz, ich möchte sagen eine Verklärung. Forschend sah sie uns an. Da erklang draußen ein Posthorn; der Dienst rief, ich mußte fort. Eine Extrapost fuhr durch den geöffneten Schlagbaum. Ich mußte an den Wagen kommen. „Liegt eine kranke Dame in diesem Chausseehause?“ fragte der Reisende. „Ja, Herr, eine schwer kranke Dame!“ Der Schlag flog auf; ein kleiner Herr, tief in einen Pelz gehüllt, stieg aus. Ich mußte ihn in das Zimmer führen, an das Bett. Die Kranke lag regungslos; aus ihrem Munde quoll ein Blutstrom. Sie röchelte noch einige Minuten, dann verschied sie mit einem langen, tiefen Seufzer. Ihre Augen, die kurz zuvor noch so hell gegläntzt, waren gebrochen. Daß der Tod nun erfolgt war, brauchte kein Arzt zu bestätigen. „Es ist vorbei,“ sagte der Fremde, „ich komme zu spät. Besorgen Sie das Begräbniß.“ Er legte eine Börse auf den Tisch und wollte fort. „Halt!“ rief ich ihm entgegen, „diesmal will ich wissen, woran ich bin. Wer ist die Dame? Wer sind Sie?“ Und ich griff nach meinem Degen. Da hielt mich meine Frau zurück. „Laß den Mann,“ flüsterte sie mir in's Ohr; „es ist gut, wenn er sich sobald als möglich entfernt. Ich weiß genug!“ Der Fremde war schon fort. Während ich meine Frau noch ansah, hörte ich den Postillon blasen und den Wagen davonrollen. Dies Alles geschah so rasch, wie

ich es erzähle. Die Börse enthielt zwanzig Goldstücke; davon ließ sich schon ein Begräbniß herstellen. Nun fragte ich meine Frau, was sie denn eigentlich wisse. Sie nahm das Licht, ging an das Bett und suchte einige Augenblicke. „Da ist das Taschenbuch!“ rief sie. Die Dame hatte ihr nämlich gesagt, daß sie es in den dunkeln Winkel geworfen, um es vor dem Manne zu retten, der so lange an ihrem Bette geseßen. Wir untersuchten das zierliche Buch; es enthielt einen Schein über die Trauung der Prinzessin von N., Friederike, mit dem Jägeroffizier Hans Freiberg.

Ein jäher Schrecken fuhr dem lauschenden Ludwig durch den ganzen Körper.

„Mein Vater! Mein Vater!“ hauchte er ganz leise vor sich hin.

Mit übermenschlicher Anstrengung bewahrte er seine Ruhe. Von dem Verlaufe des Gesprächs hing viel, hing jetzt Alles für ihn ab.

„Einen Trauschein!“ lallte Martin Starke. „Die Frau war also eine geborene Prinzessin?“

„Und sie sah auch ganz so aus: fein, zierlich, nett.“

„Was war noch in dem Buche?“

„Eine Vollmacht, wonach Vorzeiger berechtigt war, im Namen der Prinzessin Güter zu kaufen und zu verkaufen, Kapitale auszuleihen und zu kündigen. Dann eine Anweisung auf einhundertsiebenzigtausend Thaler, als die Kaufsumme, die für das Gut Rötzeborn zu zahlen sei.“

„Nicht wahr? Nicht wahr? O, eine schöne Summe . . . wer sie besäße!“

„Ja, eine schöne Summe,“ meinte auch Andreas.

„Weiter, Freund, weiter.“

Martin Starke begann wieder zu zittern.

Der Cinnnehmer schien es nicht zu bemerken; Ludwig aber hatte ihn scharf in's Auge gefaßt, ihm entging keine Bewegung, kein Blick des Rentiers.

„Meine Frau theilte mir nur mit, daß sie der Sterbenden den Schwur geleistet habe, das Taschenbuch nebst Inhalt so lange sicher zu bewahren, bis Marie, ihre Tochter, kommen und unter genauer Angabe der Papiere die Erbschaft fordern würde. Sollte es auch lange Jahre dauern, wir sollten Nichts herausgeben und schweigen. Wer sie wäre, wüßten wir nicht. Ich wollte dennoch auftreten, da mir ein Verbrechen vorzuliegen schien; aber meine Frau war der Ansicht, daß man den Schwur, den eine Sterbende in das Grab mitgenommen habe, halten müsse. Und diese Ansicht fand ich richtig. So gelobten wir uns denn,

meine Frau und ich, den Willen treulich zu erfüllen. Am nächsten Morgen kam der Kreisgendarm; man hatte dem Landrathsamte schon Anzeige gemacht. Die Leiche ward fortgeschafft, und ich mußte das, was geschehen, zu Protokolle erklären. Wie ich später erfahren, hat die Untersuchung zu nichts geführt. Mich ließ man in Ruhe. Fünf Jahre darauf starb meine Frau. Während sie krank lag habe ich ihr mehr als ein Mal geloben müssen, den Schwur, den sie der todtten Friederike geleistet, zu erfüllen. Und das ist denn auch geschehen. Fünfzehn Jahre verflossen und ich dachte fast nicht mehr an die Unglücks Geschichte, als ich vor vierzehn Tagen einen Brief erhielt. Er trug das Postzeichen der Residenz und war genau so geschrieben, wie Friederike es vorhergesagt hatte. Marie, so lautete die Unterschrift, bat mich, von der Vollmacht Gebrauch zu machen, nach der Residenz zu reisen und von dem Rentier Martin Starke das Vermögen zu fordern, denn er sei der Besitzer des Gutes Röhborn, das er ohne Fug und Recht an sich genommen. Weigere er sich, das Geld zu zahlen oder das Gut herauszugeben, so solle ich durch einen Advokaten auf Grund der Vollmacht Klage erheben lassen. Marie selbst würde bald kommen, vor der Hand müsse ich ihr Vertreter sein. Du kannst Dir meine Ueberraschung denken, Martin, als ich in Dir den Jugendfreund erkannte. Desto besser, Du wirst mir das Geschäft nicht erschweren, wirst mich nicht zwingen, mit meiner Vollmacht zu einem Advokaten zu gehen. Die Geschichte kommt mir freilich ein wenig wunderbar vor; aber ich bin doch entschlossen, den Auftrag zu vollbringen, denn ich habe es meiner sterbenden Frau geschworen. Nun bin ich zu Ende, Martin. Weiß ich auch nicht, wie Du zu dem Gute gekommen bist, so möchte ich Dir doch rathen, mich friedlich abzufinden. Ich habe vorhin lange nachgedacht, habe mir die Vorgänge ins Gedächtniß zurückgerufen . . . da ist mir der kleine Mann, der das Geld zu den Begräbniskosten auf den Tisch gelegt hat, eingefallen . . . starre mich nur nicht so an, Martin, ich bin ja Dein Jugendfreund und habe nichts weiter zu thun, als Mariens Erbschaft einzuholen. Gib das Geld oder das Gut heraus, und ich schweige wie das Grab meiner Frau, auf dem ein schöner Denkstein steht. Es kommt ganz auf Dich an, die Sache in aller Stille abzumachen, und dies scheint auch Mariens Wille zu sein, da sie die Vollmacht mir gelassen hat. Man kann zwischen den Zeilen lesen, wie der selige Kreisgendarm sagte, als er noch lebte.“

Ludwig, der Lauscher, hörte und sah gleich scharf.

Ihm schien, als ob das Gesicht des Rentiers sich verunstaltet habe; es war erdfarben geworden und bläuliche Tinten durchflossen die runzlige Haut. Er hätte glauben mögen, das Haupt eines Sterbenden zu sehen. Martin glich in diesem Augenblicke der gemalten Person in einem Diorama; nur seine matten Augen funkelten unter der braunen Stirn, sonst war er unbeweglich. Plötzlich ward er heiter, er lächelte sogar.

„Du kommst als Bevollmächtigter!“ rief er mit Anstrengung.

Andreas hatte seine Pfeife von Neuem gestopft und rauchte.

„Ja, als Mariens Bevollmächtigter.“

„Weißt Du denn auch, ob ich der rechte Mann bin?“

„Du besitzest ja das Gut Röhborn.“

„Wer hat es Dir gesagt?“

„Hast Du nicht mit dem groben Oberförster darüber gesprochen? O, ich merke mir Alles!“ rief stolz der Einnehmer. Beschläfe die Sache und sage mir morgenfrüh Deine Meinung.“

Martin überlegte. Er lächelte und sah dann und wann nach dem Einnehmer hinüber, der ruhig schmauchend auf dem Sopha saß.

„Hast Du die Papiere bei Dir, Andreas?“

„Ei, das versteht sich. Ich kann mich legitimiren.“

„Die Sache ist ärgerlich; ich bin alt, habe keine Lust mehr an Prozessen . . .“

„Vor Advokaten und Bettelbrot bewahre uns der liebe Gott!“ rief Andreas pathetisch. „Prozesse verbittern das Leben . . .“

„O, glaube nicht, daß ich mich zu der Schuld bekenne.“

„Martin, Martin, sieh' Dich vor! Der kleine Mann im Pelze, der die Begräbniskosten bezahlt hat . . .“

„Was kümmert mich der Mann?“

„Viel, sehr viel!“

„Es giebt außer mir noch kleine Leute, die Begräbniskosten bezahlen können.“

„Das wohl; aber sie besitzen das Gut Röhborn nicht!“ rief lachend der gemüthliche Einnehmer. Bin ich auch kein Advokat, so kann ich mir doch so viel herausholen . . .“

„Still!“ sagte melancholisch der Rentier, indem er die dürre Hand ausstreckte. „Das Gut Röhborn habe ich von dem Könige von Westphalen als Zahlung für gemachte Lieferungen an die Armee erhalten. Jerome lebt noch in Paris . . . ich kann ihn ja nur als Zeugen aufrufen . . . auch besitze ich Documente, die das

beweisen. Außerdem ist die Geschichte längst verjährt. Es giebt keine Behörde, die den Prozeß annimmt. Deine Marie, Freund, speculirt grundfalsch. Oder, was ich geneigt bin zu glauben, man macht sich einen Spaß mit Dir. Warum verhandelst die Dame nicht selbst eine so wichtige Angelegenheit? Sie kennt Dich nicht, und doch giebt sie Dir Auftrag, eine bedeutende Summe zu erheben. Sieh' Dich vor . . . wenn es kein Spaß ist, sollst Du vielleicht gewisse Kastanien aus dem Feuer holen . . . mit vornehmen Leuten ist nicht gut Kirschchen essen. Hinter den Dingen, die vor zwanzig Jahren in Deinem Hause geschehen sind, steckt ein galantes Abenteuer, das mit einem Verbrechen zu Ende gegangen."

Martin legte seine dürre Hand auf die runzlige Faust des Einnehmers als er sah, daß dieser in Verwirrung gerieth und das Rauchen vergaß. Dann fuhr er gutherzig fort:

"Alter, hast Du denn umsonst so lange in der Welt gelebt? Nein, ein Mann von Deinen Erfahrungen kann nicht so handeln. Du bist eine ehrliche Haut, ein offener Charakter . . . laß doch die Umwege, mir, Deinem Schulgenossen gegenüber. Ich komme Dir entgegen, alter Freund, damit Du siehst, daß ich unsere Jugendzeit nicht vergessen habe . . . Begreifst Du mich denn noch nicht?"

"Nein!"

"Andreas, ich meine es gut mit Dir!"

"Ich will es glauben."

"Du hast mich durch Deine lange Geschichte überzeugen wollen, daß Deine Papiere einen Werth haben."

"Zweifle nicht an der Wahrheit!"

"Mögen sie nun einen Werth haben oder nicht . . . das Letztere ist wirklich der Fall . . . ich kaufe sie Dir aus Gefälligkeit ab."

"Martin! Martin!"

"So wahr ich ein ehrlicher Mann bin! Und was ich kaufe bezahle ich baar. Schulden habe ich in meinem Leben nicht gemacht. Mit zehntausend Thalern kannst Du als honetter Mann wirthschaften und brauchst Deine alten Tage nicht in dem Chaussee-hause zu verbringen."

Nun hustete Martin, der rasch und eindringlich gesprochen hatte; er hustete krampfhaft, so daß er sich mit beiden Händen an den Tisch halten mußte. Als der Anfall vorüber war, fügte er stöhnend hinzu:

"Wie lange werde ich denn noch leben? Wenn ich todt bin, giebt Dir kein Mensch einen Groschen für Deine Papiere!"

Er trocknete das Gesicht, leuchte und sah starr vor sich nieder.

Andreas Grundner rieb sich die Stirn; er mochte schwanken in seinen Ansichten.

"Wo sind die Papiere?" fragte Martin, dem Anschein nach gleichgiltig.

Der Einnehmer war verdrießlich geworden.

"Wo werden sie denn sein!"

"Nun?"

"Hier in meiner Tasche!"

Grundner schlug heftig mit der Hand auf die Brust.

Nach einer Pause fragte der Rentier:

"Kann ich sie sehen?"

Der Gefragte schwieg.

"Man kauft doch die Kage nicht im Sacke . . ."

Martin unterbrach sich. Fast hätte er verrathen, daß er Gewicht auf die Papiere legte.

"Ich bin doch neugierig, die Scripturen kennen zu lernen, die Dir eine Prinzessin hinterlassen hat! Eine Prinzessin!" fügte er höhnißlich lachend hinzu. "Eine Prinzessin stirbt in dem einsamen Chaussee-hause . . . romantisch genug für ein Kindermärchen! Andreas, die Leute, die ihre Hand im Spiele haben, müssen keine vortheilhafte Meinung von Dir hegen. Zeige mir doch die wunderbaren Documente. Eine Prinzessin soll mit einem Jägeroffizier getraut sein . . . Und ein Vermögen von hundertsiebzigtausend Thalern fordert man nach zwanzig Jahren zurück!"

"Es ist wahr, es ist wahr!" murmelte Andreas. "Meine Frau war gut, aber ein wenig einfältig, sie glaubte Alles!"

"Schließen wir ab, Andreas!"

"Morgen."

"Warum nicht jetzt?"

"Weil ich überlegen will."

"So überlege, alter Freund. Auf mich kannst Du zählen."

"Wenn nun Marie kommt und mich fragt: „wo ist der Trauschein, wo ist die Vollmacht?"

"Sie wird nicht kommen."

"Aber wenn sie kommt?" rief laut der Einnehmer.

"So weise sie an mich. Die zehntausend Thaler, die ich Dir zahle, bleiben Dein Eigenthum; es braucht auch Niemand darum zu wissen."

"Geh', Martin, bringe heute nicht weiter in mich; morgenfrüh sprechen wir mehr."

"Gute Nacht, Freund!"

"Gute Nacht!"

„Du kannst, wie ich, Rentier werden, wenn Du willst. Und dafür verlange ich nur, daß Du mich mit dem Prozesse verschonst, den Dir ein unbekanntes Weib eingeredet hat. Du wirst Dich doch nicht lächerlich machen auf Deine alten Tage?“

Martin Starke streichelte dem Einnehmer die fleischige Wange, nahm das Licht und verließ schleichend das Zimmer. Der Seitenblick, den er auf den Gast warf, verrieth Vorsicht und Schrecken. Ludwig hatte diesen Blick wohl gemerkt; er glaubte ihn auch deuten zu können. „Das ist eine verhängnißvolle Nacht,“ dachte er; „vielleicht setzt sie mich in den Stand, meinem Vater einen wichtigen Dienst zu leisten.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Pariser Straßenberühmtheiten.) Paris besitzt eine Menge äußerst vollthümlicher Figuren, die von dem Straßenleben des alten Babel unzertrennlich sind; vor kurzem sind jedoch mehrere derselben mit Tode abgegangen, was die guten Pariser als einen wirklichen Verlust beklagen. Da war der berühmte Bleistiftverkäufer Mangin, dessen Bleistifte einen vorzüglichen Ruf besaßen, die jedoch kein Mensch gekauft haben würde, wenn er den Leuten nicht einigen Hofuspokus dabei vorgemacht hätte. Er kam gewöhnlich auf einer Art antiken Wagens angefahren, hielt auf irgend einem Platze an und sein Gehilfe begann nun auf einer Drehorgel zu spielen und das Publikum dadurch herbeizulocken, welches auch regelmäßig in Masse herbeiströmte. Mangin stand nun auf seinem Wagen mit einem Helm und einem Gewand in altrömischen Styl angethan und hielt eine kleine Ansprache an die versammelten Menschen, in welcher er ihnen eine halbe Stunde Frist gab, um von seinen Bleistiften zu kaufen; nach Ablauf derselben würde er unwiderruflich weiterfahren. Viele kauften nun, aber die Meisten drängten sich erst herzu, wenn die halbe Stunde um war und Mangin von seinem Wagen stieg, den Helm ablegte, einen Hut aufsetzte und einen gewöhnlichen Rock über das antike Gewand zog, worauf er sich in irgend eine an dem Platze belegene Restauration verfügte, um ein Gläschen zu trinken, und seinem Famulus die strenge Beisung erteilte, Niemandem mehr, wer es auch sei, eine einzige Bleistift abzulassen. Kaum hatte er den Rücken gewendet, so wurde denn der Famulus förmlich belagert und man suchte ihn durch alle erdenklichen Ueberredungskünste zu bewegen, dem Gebote seines Herrn untreu zu werden und doch noch Bleistifte zu verkaufen. Anfangs blieb derselbe unerschütterlich, zuckte auf alle Bitten und Versprechungen, ihm mehr zu bezahlen als die Bleistifte sonst kosteten, blos die Achseln, zeigte über die Schulter weg mit dem Daumen nach der Restauration hin, wo sein Prinzipal saß, schnitt ein komisch-ängstliches Gesicht und sagte: „Nein, um keinen Preis der Welt, es geht nicht, ich kann das nicht

über mich nehmen; wie würde es mir gehen? Die Zeit ist um und ich darf nicht wider sein Gebot handeln, was würde er sagen!“ Dann ließ er sich aber doch endlich erweichen, steckte den Leuten so heimlich wie möglich die Waare zu, nahm das Geld in Empfang und machte die brillantesten Geschäfte, während Mangin ziemlich lange ausblieb, um ihm die nöthige Zeit dazu zu lassen und sich vergülte die Hände rieb, wenn er sah, wie der Wagen bestürmt wurde. Vor einigen Wochen starb Mangin im Hotel Dieu.

Seitdem ist schon wieder ein anderer berühmter Mann gestorben, ein Seitenstück zu Mangin — Pradier, der große „Stoekünstler“ oder Batonist, wie ihn die Pariser nannten. Er hatte es in seinem Fache zu einer unvergleichlichen Virtuosität gebracht. Einen Stoek bis zu einer schwindelnden Höhe in die Luft zu werfen in vertikaler Richtung, so daß er ihm in die rechte Hand fiel, und zwar hinter dem Rücken, ohne daß er nur um einen Fuß breit seine Stellung veränderte, das war eine Kleinigkeit für ihn, womit er die Leute herbeizog. Hatte sich die Gallerie um ihn herum gebildet, so kündigt er die Kunststücke an, die er produciren wolle, und bestimmte die Summe, die er verlangte, bevor er anfing, welche er auch stets unverweigerlich erhielt. Hatte er sich auf solche Weise zum Voraus einer guten Einnahme versichert, so rückte er mit seinem besten Kunststücke heraus. „Ich werde zuerst meinen Stoek auf der Nasenspitze balanciren — so! Nun will ich zwei Sous auf das andere Ende des Stoekes legen; dann gebe ich ihm einen leichten Stoß und die zwei Sous fallen mir in die Westentasche. Aber zwei Sous muß ich haben.“ Diese zwei Sou blieben nie aus, und das Bravourstück wurde unter allgemeinem Beifallklatschen auch wirklich ausgeführt.

„Nun will ich fünfzig Sous auf die Spitze des Stoekes legen und diesen damit auf meiner Nase balanciren. Ich gebe fünf und zwanzig Sous dazu, die übrigen fünf und zwanzig verlange ich von den Zuschauern.“ So erhielt er nochmals fünf und zwanzig Sous, die auch richtig in die Westentasche flogen, welche er „la mer noire“ nannte. Waren die fünfzig Sous vom schwarzen Meer verschlungen, so grüßte er die Gesellschaft mit einer zierlichen Verbeugung und sagte mit einem echt gascognischen Lächeln: „Meine Herren, die Sitzung ist in meiner Tasche.“ Dann zog er weiter und fing wo anders dasselbe Spiel wieder an. Pradier ist an einer Brustkrankheit verschieden; die Nachricht von Mangins Tode hatte ihn sehr alterirt.

„Der Mann mit dem Pflasterstein“ hat gewöhnlich seinen Platz vor dem Gitter des Gartens der Sternwarte. Auf diesem Schauplatze, welchen ihm die Polizei nicht streitig macht und von dem er sich auch nur mit Aufbietung der äußersten Gewalt wegbringen ließe, ruft er, vollständig als Indianer kostümiert, mit einer wahren Stentorstimme den Refrain eines beliebigen Gassenhauers wiederholend, sein Publikum zusammen. Erspäht der Künstler unter der Menge einige Leute, welche so aussehen, als ob sie das Ausgeben einiger kleinen Münzen nicht scheuen würden, so beginnt er seine Künste zu zeigen. Er hebt einen centnerschweren, in ein Taschentuch gebundenen Stein mit

den Bühnen auf und stellt einen Tisch mit seinen vier Füßen auf vier auf den Boden stehende Weinflaschen; auf diesen sehr unsicheren Thron steigt er dann und haranguirt von oben herab die ersaunten Zuschauer. Nachdem er die kleinen Gaben, den wohlverdienten Lohn für so viel aufgewendete Mühe und Kunst eingesammelt, ruht er eine Weile aus, ist etwas und trinkt ein Glas zur Stärkung, worauf er in der nächsten halben Stunde die nämliche Komödie wieder aufführt.

Einen eigenthümlichen Kunsthändler trifft man auf dem Pont-des-Arts, der in der Abenddämmerung eine große Anzahl von Lithographien auf dem Breterboden der Brücke ausbreitet und eine Schaar Arbeiter, die um ihn herumsieht, zum Kaufe derselben auffordert. Mit einer unglaublichen Zungenfertigkeit beschreibt er die Vorzüge seiner fliegenden Blätter, bei denen die Dunkelheit freilich nicht unterscheiden läßt, ob sie einen Kabylenkampf oder eine Tänzerin darstellen. Er sucht die Gunst der kunstfreundlichen Arbeiter nicht nur durch das Vertrauen, mit welchem er seine Lithographien unbehindert besichtigen oder vielmehr betastet läßt, sondern auch dadurch zu gewinnen, daß er mit der Offenheit eines redlichen Mannes, der das Abenddunkel nicht zum Betrügen mißbrauchen will, unaufgefordert eingesteht, daß die Blätter, größtentheils colorirt, eigentlich keine „peintures“, sondern bloße „gravures“ seien.

Unter die „Bermissten“ gehört auch ein alter Soldat, der mit seinem Pudel ein humoristisches Schauspiel producirt. Der Pudel trug einen kleinen Tornister auf dem Rücken und einen Eschalo auf dem Kopfe; er war darauf abgerichtet, erschossen zu werden. Auf das Kommando seines Herrn: „Garde à vous, peloton!“ stellte er sich auf die Hinterfüße und nun begann die Procedur. Das arme Thier stellte nämlich einen Soldaten dar, der sich im Wirthshause betrunken hatte und desertirt war. Der alte Troupier hielt dann eine feierliche Anrede an die Umstehenden: „Ihr seht da einen wahren Eisensresser, der zu Friedland und an der Moskwa tapfer gekochten; aber er trank leider ein Glas zu viel und hat sich nun in den Augen des Vaterlandes entehrt.“

Sodann wurde der Anklageakt so feierlich vorgelesen, als ob der Deserteur vor dem versammelten Kriegsgericht stände; zuweilen unterbrach sich jedoch der närrische Kerl und rief: „Wie, Du Galunke, die Marketenberin hast Du betrogen, die jedem vieux lapin pumpte! Sterben mußt Du!“ Hierauf wurde das Urtheil verlesen und vollstreckt. Ein Schuß fiel, der Delinquent stürzte mit einem Schrei zu Boden. Alles lachte. „Kinder,“ sprach nun der alte Soldat, „ein Tangenichts war er, das ist schon wahr, aber die letzte Ehre dürfen wir ihm doch nicht versagen. Ich bitte euch um eine Beisteuer zu den Begräbniskosten.“ Diese Beisteuer wurde auch stets willig geleistet, denn wenn der Pariser nur zu sehen und zu lachen hat, geizt er nicht allzusehr mit dem Gelde. War die Einnahme in Sicherheit gebracht, so schmalzte der Herr mit der Zunge, der Erschossene sprang freudig bellend an ihm hinauf, und dann gings weiter. Der Soldat lebte vom Todtschießen seines Hundes, der bei schönem Wetter oft wohl zwanzig Mal des Tages sterben mußte.

Unter die Pariser Berühmtheiten neuesten Datums gehört auch ein Haus, ein stattliches Haus mit vier Stockwerken und einer Mansarde in der Straße Konstantine, Montrouge-Plaisance, welches an und für sich grade nicht so sehr merkwürdig wäre, wenn es nicht von einem einzigen Menschen in verhältnißmäßig kurzer Zeit gebaut worden wäre. Ein Handschuhmacher, der sich soviel Geld gespart, daß er sich vom Geschäft zurückziehen wollte, hatte es sich in den Kopf gesetzt, sich ganz allein, ohne jede Beihilfe, ein Haus zu bauen — und er hat es beharrlich durchgeführt. Zuerst ließ er einen Maurer kommen, grub mit diesem den Grund und ließ sich von demselben die erste Mauer aufführen, wobei er aufmerksam zusah, um die Handgriffe weg zu bekommen. Dies gelang ihm auch bald genug, dann verabschiedete er seinen Maurer wieder, riß die Mauer nieder und führte sie selbst auf. So setzte er die Sache fort; dann ließ er einen Zimmermann kommen, der ihm ein Stück des Gerüstes vormachen mußte, später den Dachbeder, und so fort bis zum Tapezireur — und Alles machte er ganz allein. Jetzt steht das Haus fertig da, es ist hübsch und solid und über dem Eingang prangt eine marmorne Tafel mit der Inschrift in goldenen Lettern: „Ich bestätige, daß ich dieses Haus ganz allein gebaut habe, ohne Beihilfe irgend eines Anderen u. s. w.“ Alle Zimmer vom Erdgeschoß bis in die Mansarden sind längst vermietet und bewohnt, täglich pilgert aber ein Strom von Neugierigen hinaus in die Straße Konstantine, um dies achte Weltwunder zu sehen, was dem Erbauer nicht wenig schmeichelhaft ist. — F.

(Klassischer Geschmack.) Im Hamburger Thalia-theater war kürzlich die Vorstellung des rührenden Stückes „Ein verarmter Edelmann“ wegen Unpäßlichkeit des einen Schauspielers wieder abgesagt worden, während anstatt dessen mehrere andere Stücke gegeben werden sollten. An der Kasse standen eben eine Anzahl Mädchen, theils aus der dienenden Klasse, theils vom Lande, die im Begriff waren Billets zu kaufen. Ein in ihrer Nähe stehender Herr, der sich über die Unterhaltung der jungen Kunstfreundinnen höchlich amüßte, richtete die Frage an sie, ob sie denn auch wüßten, daß die Vorstellung abgeändert worden sei?

„Ne!“ lautete die einstimmige, bestürzte Antwort.

Der freundliche Rathgeber sagte hierauf zu den jungen Schönen: „Nun, liebe Kinder, das schadet ja übrigens weiter gar nichts und braucht euch in eurer Absicht, ins Theater zu gehen, nicht zu stören, denn es werden nun anstatt des einen traurigen Stückes vier kleine lustige Stücke gegeben, wo ihr recht lachen könnt, und die euch gewiß auch noch besser als das andere gefallen werden.“

Da kam er aber schön an. Die Vortführerin der Schaar ertheilte ihm mit großem Aplomb die Antwort: „Dat is nix für uns; lustig sind wir alleen genoeg, wi möt was trurigens hebben!“ worauf die Damen sämmtlich das Theater verließen und den Rückweg antraten. — F.

(Wie man sich 3000 Francs verschafft.) Eine flotte Schauspielerin von einem der kleinen Theater in Paris, Fräulein M.

vom Palais royal, hatte eine nette, einträgliche kleine Liaison mit dem reichen und berühmten Bankier K., in dessen Augen sie Gnade gefunden. Vor einigen Tagen beschloß Fräulein M. ihre Toilette für die ersten warmen Strahlen der Frühlingssonne zu den Fahrten ins Boulogner Gehölz mit einigen frischen, eleganten Neuheiten zu vervollständigen; sie bedurfte hierzu mindestens der Summe von 3000 Francs, aber ach! die Kasse war leer — „tiefe Ebbe herrscht in ihrem Schatz“ — die letzten Bälle und Soirées hatten darin vollständig aufgeräumt. Die 3000 Francs wollte und mußte sie aber haben, sie fühlte ein unabweisliches Verlangen danach, und natürlich dachte sie dabei an Herrn K. Während sie hundert Pläne erfann und wieder verwarf, wie und auf welche Weise sie den guten K., der in Geldsachen manchmal ungeheuer zäh sein konnte, auf gute Manier dazu bringen könne, den Beutel bereitwillig zu ziehen, pochte es an ihre Thür und in ihr weiß und roth zierlich decorirtes Boudoir trat ein junger Mann, welchen wir Arthur nennen wollen. Er gehörte zu den intimen Freunden der jungen Dame und war ihr in diesem Augenblick als Rathgeber höchst willkommen.

„Glauben Sie,“ sagte Fräulein M. also zu Arthur, „daß K. mir gern dreitausend Francs leihen wird?“

„Gern? Das ist zweifelhaft, indessen muß man suchen, es danach anzufangen.“

„Was soll ich denn also thun?“

Arthur, der die Gelegenheit mit Vergnügen ergriff, dem Bankier einmal einen Poffen zu spielen, sagte zu Fräulein M.: „Ich verstehe mich auf diesen Fall; schreiben Sie ihm was ich Ihnen jetzt dictiren werde.“

Das Dämchen setzte sich bereitwillig an den Schreibtisch, nahm die Feder zur Hand und sagte höchst gespannt: „Nun?“

Arthur dictirte:

„Mein Lieber!

„Ich erwartete diesen Morgen eine Summe Geldes, deren ich bedarf.“

„Das ist ziemlich alt,“ unterbrach ihn Fräulein M.

„Schreiben Sie nur ruhig weiter.“

Und sie schrieb weiter: „Bringen Sie mir doch die Papasie von dreitausend Francs und speisen Sie gleichzeitig bei mir. Ich habe einen silbernen Fasan.“

Ihre M.“

„Und Sie glauben,“ hob Fräulein M. wieder an, „daß ich auf diesen Brief mein Geld erhalten werde?“

„Auf diesen Brief, meine liebe Freundin, würden Sie nicht einen Sou erhalten, oder ich verstehe mich schlecht auf das menschliche Herz und insbesondere auf das Herz unseres guten K.“

„Darum haben Sie mich ihn dann erst schreiben lassen?“ sagte Fräulein M., welche schon zwei dicke Thränen in den Augen hatte.

„Weil es nothwendig war, daß ein erstes Billet demjenigen vorangehe, welches ich Ihnen sogleich dictiren werde.“

„Wie? Ich soll noch einmal schreiben?“

„Versteht sich. Jetzt kommt erst der eigentliche Brief, der das Herz des dicken K. rühren soll.“

„Nun meinnetwegen. Wenn es nur nicht zu viel ist, denn ich schreibe eigentlich gar nicht gern.“

„Nur zwei Worte!“

Das Fräulein nahm nun nochmals die Feder zur Hand und schrieb flüchtig, was ihr Arthurs Genie wieder vordictirte:

„Lieber Freund!

„Betrachten Sie meinen vorhin an Sie gerichteten Brief als nichtig; in dem Augenblicke eben, da ich ihn geschrieben, ist das erwartete Geld eingetroffen. So bin ich denn mehr als reich. Vergessen Sie indessen nicht, daß ich Sie zum Diner erwarte. Der Fasan ist ausgezeichnet. Heloise.“

Der zweite Brief ging wie der erste ab.

„Nun,“ prophezeigte Arthur, „passen Sie auf, was geschehen wird. K. wird sich stellen, als ob er Ihr zweites Billet gar nicht erhalten hätte und er wird sich nun um so freigebiger zeigen, da er denkt, daß Sie kein Geld nöthig haben.“

Alles erfüllte sich, wie es unser Schlanopsf vorhergesehen hatte. Der gute Bankier kam sehr eifrig und stellte mit der größten Liebenswürdigkeit und Galanterie die dreitausend Francs zur Verfügung, vollständig überzeugt, daß man dieselben nicht annehmen würde. Aber zu seiner höchsten Ueberraschung nahm ihm die liebe Heloise mit anmuthigem Lächeln die Banknoten aus der Hand und strich sie ein, ohne ihm auch nur besonders dafür zu danken. Und um das Unglück voll zu machen, war nicht einmal für gut befunden worden, ihn durch den bewußten Fasan zu trösten.

Arthur war es, welcher ihn des Abends mit Fräulein M. in einem Cabinet des Café Anglais verpeiste. — F.

(Eine unangenehme Ueberraschung.) In der Friedrichsstraße zu Berlin standen vor Kurzem zwei höchst anständig gekleidete Damen vor dem Schaufenster eines Photographen und betrachteten mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit unter heftigen Reden und Gesticulationen eines der Bilder. Eine der beiden Damen bemühte sich augenscheinlich, die andere zu beruhigen, was ihr jedoch nicht gelang; denn die letztere wurde schließlich so erregt, daß sie die Glasscheibe vor dem Kasten mit der Hand zertrümmerte und das Bild, welches der Grund ihrer Aufregung war, herausriß. Es hatten sich inzwischen eine Anzahl Leute um die beiden Damen versammelt und der Eigenthümer des Schaufensters trat jetzt auch hinzu, um Rechenschaft für die unerlaubte Handlung zu fordern. Die Begleiterin der Schuldigen legte sich beschwichtigend ins Mittel, versprach den Schaden sofort zu ersetzen, und beide Damen gingen mit dem Photographen ins Haus, während die Uebelthäterin allem Anschein nach einer Ohnmacht nahe war. Es war ihr übrigens auch nicht zu verdenken, denn das ominöse Bild stellte ihren Gatten dar, in zärtlicher Stellung über den Stuhl einer Dame geneigt — und diese Dame war nicht sie. — F.